

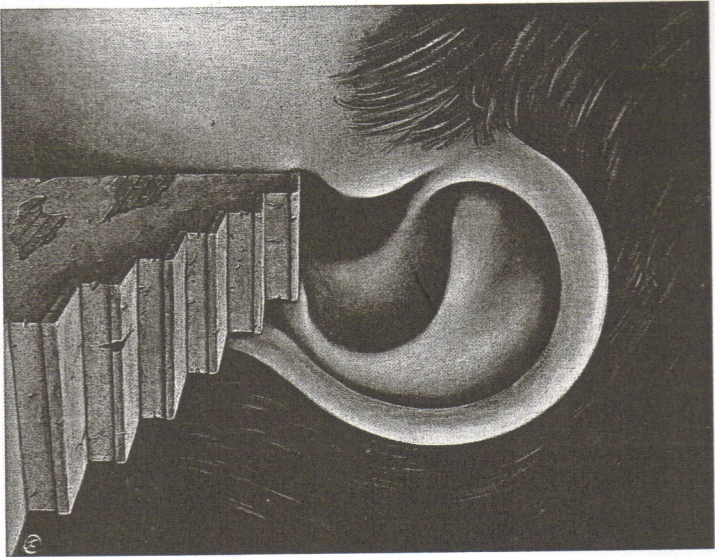
## Zuhören

Roland Barthes

*Hören* ist ein physiologisches Phänomen; *zuhören* ein psychologischer Akt. Die physikalischen Voraussetzungen des Hörens (seine Mechanismen) lassen sich mit Hilfe der Akustik und der Hörphysiologie beschreiben; das Zuhören jedoch läßt sich nur durch sein Objekt, oder, wenn man das vorzieht, durch seine Ausrichtung definieren. Doch innerhalb der gesamten Reihe der Lebewesen (der *scala viventium* der alten Naturforscher) und innerhalb der Menschheitsgeschichte variiert das Objekt des Zuhörens, ganz allgemein betrachtet, oder hat variiert. Davon ausgehend werden wir, extrem vereinfachend, drei Typen des Zuhörens vorschlagen.

Beim ersten Zuhören richtet das Lebewesen sein

Hören (die Betätigung seiner physiologischen Hörfähigkeit) auf *Indizien*; nichts unterscheidet auf dieser Ebene das Tier vom Menschen: Der Wolf horcht auf das (mögliche) Geräusch des Wildes, der Hase auf das (mögliche) Geräusch eines Feindes, das Kind, der Verliebte horchen auf die näherkommenden Schritte, die vielleicht die der Mutter oder des geliebten Wesens sind. Dieses erste Zuhören ist sozusagen ein *Alarm*. Das zweite ist ein *Entziffern*; was man mit dem Ohr zu erfassen sucht, sind *Zeichen*; hier beginnt vermutlich das Menschliche: Ich höre zu, wie ich lese, das heißt nach bestimmten Codes. Das dritte Zuhören ist schließlich ein sehr moderner Ansatz (was nicht heißt, daß es die anderen zwei ersetzt) und zielt nicht – oder wartet nicht – auf bestimmte, klassifizierbare Zeichen; nicht darauf, was gesagt oder gesendet wird, sondern wer spricht oder sendet: Es soll sich in einem intersubjektiven Raum entfalten, in dem „ich höre zu“ auch heißt „höre mir zu“;



was es erfährt, um es zu verwandeln und endlos in das Spiel der Übertragung einzubringen, ist eine allgemeine „Signifikanz“, die ohne die Bestimmung des Unbewußten nicht mehr denkbar ist.

1

Es gibt kein Sinnesorgan, das der Mensch nicht mit dem Tier gemeinsam hat. Allerdings liegt auf der Hand, daß die phylogenetische Entwicklung und, innerhalb der Menschheitsgeschichte, die technische Entwicklung die Hierarchie der fünf Sinne modifiziert hat (und weiterhin modifizieren wird). Die Anthropologen vermerken, daß das Ernährungsverhalten des Lebewesens mit dem Tastsinn, dem Schmecken und Riechen verbunden ist und die affektiven Verhaltensweisen mit dem Tastsinn, dem Riechen und dem Sehen; das Gehör hingegen scheint im wesentlichen mit der Einschätzung der räumlich-zeitlichen Situation verbunden zu sein (beim Menschen kommt das Sehen hinzu, beim Tier das Riechen). Das Zuhören, das auf dem Hören aufbaut, ist durch das Erfassen von Entfernungsgraden und die regelmäßige Rückkehr der Schallerregung vom anthropologischen Standpunkt aus der eigentliche Sinn für Raum und Zeit. Beim Säugetier wird das Territorium durch Geräusche und Laute abgesteckt; beim Menschen ist – was oft unterschätzt wird – die Aneignung des Raums ebenfalls schallbedingt: Der häusliche Raum, der Wohnraum (ungefährs Gegenstück zum tierischen Territorium) ist ein Raum vertrauter, *wiedererkannter* Geräusche, die zusammenn eine Art häusliche Symphonie bilden; das unterschiedliche Schlagen der Türen, Stimmfetzen, Geräusch aus der Küche, aus Rohren, Lärm von druben: Kafka hat genauestens (ist die Literatur nicht ein unvergleichlicher Vorrat an Wissen?) diese vertraute Symphonie auf einer Seite seines Tagebuchs beschrieben: „Ich sitze in meinem Zimmer, das heißt im Lärmhauptquartier der ganzen Wohnung; ich höre alle Türen

schlagen usw.“; und man weiß von der Angst des Kindes im Krankenhaus, wo es die vertrauten Geräusche der mütterlichen Geborgenheit nicht mehr hört. Von diesem Hörhintergrund hebt sich das Zuhören als Ausübung einer *Intelligenz*-, das heißt einer Selektionsfunktion ab. Wenn der Hörhintergrund den gesamten Schallraum überschwenmt (wenn der umgebende Lärm zu laut ist), ist die Selektion, die Einschätzung des Raums nicht mehr möglich, wird das Zuhören beeinträchtigt; das ökologische Phänomen, das man heute als Verschmutzung bezeichnet – und das im Begriff steht, zu einem schwarzen Mythos unserer technizistischen Gesellschaft zu werden – ist nichts anderes als die unerträgliche Verunstaltung des Raums, insofern der Mensch von ihm verlangt, sich darin *wiederzuerkennen*: Die Verschmutzung verletzt die Sinne, mit denen das Lebewesen, vom Tier bis zum Menschen, seinen Lebensraum wiedererkennt: Gesichtssinn, Geruch, Gehör. Es gibt hinsichtlich dessen, was uns hier beschäftigt, eine akustische Verschmutzung, bei der vom Hippie bis zum Pensionär jeder (vermittels naturalistischer Mythen) deutlich spürt, daß sie einen Anschlag auf die Intelligenz des Lebewesens schlechthin darstellt, die *stricto sensu* seine Fähigkeit zu einer guten Kommunikation mit seiner *Umwelt* ist: Die Verschmutzung verhindert das Hinhören.

Am besten erfährt man die Funktion des Zuhörens durch den Begriff des Territoriums (oder des angeeigneten, vertrauten, ausgestatteten – häuslichen – Raums), insofern sich das Territorium hauptsächlich als Raum der Sicherheit definieren läßt (und als solcher der Verteidigung unterliegt): Das Horchen ist jene vorausgehende Aufmerksamkeitsfunktion, durch die sich alles erfassen läßt, was das territoriale System stören kann; es ist eine Weise, sich gegen Überraschungen zu schützen; sein Objekt (worauf es sich richtet) ist die Bedrohung oder umgekehrt, das Bedürfnis; das Material des Horchens ist das Indiz, das entweder die Gefahr offenbart oder die Befriedigung des Bedürfnisses verheißt. Von dieser doppelten, Schutz- und Beutefunktion verbleiben Spuren

im zivilisierten Zuhören: Wieviele Gruselfilme setzen das Horchen auf das Fremde ein, das panische Warten auf das unregelmäßige Geräusch, das den akustischen Komfort, die Sicherheit des Hauses stören wird: In diesem Stadium ist der wesentliche Partner des Lauschens das Ungewöhnliche, das heißt die Gefahr oder das unverhoffte Glück; umgekehrt wird das Horchen, falls es auf die Besänftigung eines Phantasmas abzielt, sehr rasch halluzinogen: Ich glaube tatsächlich zu hören, was ich als Glücksverheißung gerne hören würde.

Morphologisch, das heißt unmittelbar von der Gattung her, scheint das Ohr dazu geschaffen zu sein, das vorüberziehende Indiz wahrzunehmen: Es ist unbeweglich, starr, gespitzt wie bei einem lauschenden Tier; als von außen nach innen gerichteter Trichter empfängt es möglichst viele Eindrücke und leitet sie an ein Überwachungs-, Selektions- und Entscheidungszentrum weiter; die Falten, die Windungen seiner Muschel scheinen die Kontakte zwischen Individuum und Welt zu vervielfachen und diese Vielfalt durch eine Siebstrecke reduzieren zu wollen; denn das vormals Verworrene und Undifferenzierte muß – darin besteht die Rolle dieses ersten Hinhörens – unterschieden und erkennbar werden, damit die gesamte Natur die besondere Gestalt einer Gefahr oder einer Beute annimmt: Diese Verwandlung wird durch das Hinhören vorgenommen.

2

Langsam vor der Erfindung der Schrift, ja lange bevor die gegenständliche Felsmalerei praktiziert wurde, ist etwas entstanden, das den Menschen vielleicht grundlegend vom Tier unterscheidet: die absichtliche Reproduktion eines Rhythmus: Man findet auf manchen Wänden der Moustérien-Zeit rhythmische Einritzungen – wodurch der Gedanke nahegelegt wird, daß diese ersten Rhythmusdarstellungen mit dem Auftauchen der ersten menschlichen Behausungen zusammenfallen. Natürlich

weiß man nichts, es sei denn Mythisches, über die Entstehung des Schallrhythmus; es wäre jedoch logisch zu denken (weisen wir den Ursprungswahn nicht zurück), daß das Rhythmisieren (von Einritzungen oder Schlägen) und der Bau von Häusern zeitgleiche Tätigkeiten sind: Das operatorische Charakteristikum der Menschheit ist gerade das dauernd wiederholte rhythmische Schlagen, wovon die Hacken aus Steinsplittern und die vielfächigen gehämmerten Kugeln zeugen: Durch den Rhythmus tritt das voranthropische Geschöpf in die Menschheit der Australanthropen ein.

Durch den Rhythmus ist das Hinhören auch keine bloße Überwachung mehr, sondern wird zur Schöpfung. Ohne Rhythmus ist keine Sprache möglich: Das Zeichen beruht auf einer Hin- und Herbewegung zwischen dem *Merkmalttragenden* und dem *Merkmaltlosen*, die man Paradigma nennt. Die beste Geschichte, die von der Geburt der Sprache berichtet, ist die des Freudschen Kindes, das die Ab- und Anwesenheit der Mutter in Gestalt eines Spiels mimt, bei dem es eine Spule, die an einer Schnur befestigt ist, wirft und wieder aufliest: Es erfindet damit das erste symbolische Spiel, aber auch den Rhythmus. Stellen wir uns dieses Kind vor, wie es auf die Geräusche hört, die ihm die ersahnte Rückkehr der Mutter ankündigen: Es befindet sich dabei im ersten Hinhören, dem auf die Indizien; wenn es jedoch nicht mehr direkt das Auftauchen des Indizes überwacht und sich anschießt, ihre regelmäßige Rückkehr nachzuahmen, so läßt es das erwartete Indiz zu einem Zeichen werden: Es geht zum zweiten Hinhören über, zu dem auf den Sinn: Es horcht nun nicht mehr auf das *Mögliche* (die Beute, die Bedrohung oder das Objekt des Begehrens, das unvermittelt eintrifft), sondern auf das *Geheimnis*: was, in der Wirklichkeit vergraben, nur über einen Code in das menschliche Bewußtsein dringen kann, der zugleich zur Chiffrierung und zur Dechiffrierung dieser Wirklichkeit dient.

Das Zuhören ist somit (unter tausend verschiedenen, indirekten Formen) mit einer Hermeneutik verbunden:

59

58

Zuhören heißt die Stellung einnehmen, in der das Dunkle, Verschwommene oder Stumme dekodiert wird, um das „Dahinter“ des Sinns (was als verborgen erlebt, postuliert oder anvisiert wird) im Bewußtsein erscheinen zu lassen. Die Kommunikation, die durch dieses zweite Hin hören bedingt wird, ist religiös: Sie *verbindet* das hörende Subjekt mit der verborgenen Welt der Götter, die bekanntlich eine Sprache sprechen, die nur in einigen rätselhaften Fetzen zu den Menschen dringt, für die jedoch, eine grausame Situation, das Verstehen dieser Sprache lebenswichtig ist. *Zuhören* ist das evangelische Wort par excellence: Der Glaube läuft auf ein Hin hören auf das Wort Gottes hinaus, denn durch dieses Hin hören ist der Mensch mit Gott verbunden: Die Reformation (durch Luther) erfolgte zu einem großen Teil unter Berufung auf das Zuhören: Der protestantische Tempel ist ausschließlich ein Ort des Zuhörens, und die Gegenreformation stellte im Gegenzug, um nicht zu den Zurückgebliebenen zu gehören, die Kanzel des Redners in die Mitte der Kirche (in den jesuitischen Gebäuden) und machte den Gläubigen zum „Zuhörer“ (eines Diskurses, der selbst wieder die alte Rhetorik als Kunst, die das Zuhören „erzwingt“, wiedererweckte).

Dieses zweite Zuhören ist gleichzeitig ein religiöses und entzifferndes: Es zielt sowohl auf das Heilige als auch auf das Geheimnis (Zuhören, um etwa die Geschichte, die Gesellschaft, den Körper wissenschaftlich zu entziffern, ist, unter weltlichen Bedingungen, *immer noch* eine religiöse Haltung). Was möchte nun das Zuhören entziffern? Im wesentlichen anscheinend zwei Dinge: die Zukunft (insofern sie den Göttern gehört) oder die Schuld (insofern sie dem Blick Gottes entspringt!).

Durch ihre Geräusche vibriert die Natur vor Sinn: So zumindest lauschten ihr, laut Hegel, die alten Griechen. Das Gesäusel der Blätter der Eichen von Dodona kündete Weissagungen, und auch in anderen Kulturen (die unmittelbar in den Bereich der Ethnographie fallen) waren die Geräusche das direkte Material einer Mantik,

der Kledonomanie: Zuhören heißt, auf institutionelle Weise herausfinden zu wollen, was geschehen wird (die Aufzählung aller Spuren dieser archaischen Finalität in unserem säkularen Leben erübrigt sich).

Zuhören bedeutet jedoch auch sonderes. Sobald sich die Religion verinnerlicht, ist das durch das Zuhören Sondierte die Intimität, das Geheimnis des Herzens: die Schuld. Eine Geschichte und eine Phänomenologie der Innerlichkeit (die uns vielleicht fehlt) mußte hier an eine Geschichte und eine Phänomenologie des Zuhörens anschließen. Denn innerhalb einer Zivilisation der Schuld (unserer jüdisch-christlichen Zivilisation, die sich von den Zivilisationen der Schande unterscheidet) hat sich die Innerlichkeit ständig entfaltet. Die Urchristen lauschten noch äußeren Stimmen, denen der Dämonen und Engel; erst allmählich verinnerlichte sich das Objekt des Hinhörens so sehr, daß es zum bloßen Bewußtsein wurde. Jahrhunderte hindurch wurde dem Schuldigen, dessen Buße über das Eingestehen seiner Vergehen verlaufen mußte, eine öffentliche Beichte aberlangt: Das private Zuhören eines einfachen Priesters galt als mißbräuchlich und wurde von den Bischöfen scharf verurteilt. Die Ohrenbeichte von Mund zu Ohr in der Verschwiegenheit des Beichtstuhls existierte in der patristischen Zeit nicht; sie entstand (um das 7. Jahrhundert) aus den Auswüchsen der öffentlichen Beichte und dem Fortschreiten des individualistischen Bewußtseins: „bei öffentlicher Schuld öffentliche Beichte, bei privater Schuld private Beichte“: Das abgegrenzte, abgeschottete und gleichsam heimliche Zuhören („von Selbst zu Selbst“) stellte also einen „Fortschritt“ (im modernen Sinn) dar, da es den Schutz des Individuums (sein Anrecht, ein Individuum zu sein) vor dem Zugriff der Gruppe gewährleistete; das private Anhören der Schuld hat sich somit (zumindest an seinem Beginn) an den Rändern der kirchlichen Institutionen entwickelt: Bei den Mönchen, sozusagen den Nachfolgern der Märtyrer, oder bei den Häretikern wie den Katharen, oder aber in kaum institutionalisierten

Religionen wie dem Buddhismus, wo das private Zuhören „von Bruder zu Bruder“ regelmäßig praktiziert wird. Das Zuhören, das sich aus der Geschichte der christlichen Religion herausgebildet hat, setzt zwei Subjekte in Beziehung; selbst wenn eine ganze Menge (eine politische Versammlung zum Beispiel) aufgefördert wird, sich in die Situation des Zuhörens zu versetzen („Hört zu!“), so nur, um die Mitteilung eines einzelnen zu empfangen, der die Einmaligkeit (die Emphase) dieser Mitteilung zu Gehör bringen will. Die Aufforderung zum Zuhören ist das vollständige Ansprechen eines Subjekts: Sie stellt den gleichsam körperlichen Kontakt zwischen diesen zwei Subjekten (durch die Stimme und das Ohr) über alles: Sie schafft die Übertragung: „Hör mir zu“ heißt: *Berühre mich, wisse, daß ich existiere*; in der Terminologie Jakobsons ist „hör mir zu“ ein phatisches Element, ein Operator für individuelle Kommunikation; das archetypische Instrument des modernen Zuhörens, das Telefon, versammelt zwei Partner in einer idealen (notfalls unerträglichen, weil derartig reinen) Intersubjektivität, weil dieses Instrument alle Sinne mit Ausnahme des Gehörs beseitigt: Die Anweisung zum Zuhören, die jede telephonische Kommunikation eröffnet, fordert den anderen auf, seinen ganzen Körper in der Stimme zusammenzuballen, und kündigt an, daß ich mich selbst völlig in meinem Ohr zusammenballe. Genauso wie das erste Hinhören das Geräusch in ein Indiz verwandelt, genauso verwandelt dieses zweite Zuhören den Menschen in ein duales Subjekt: Das Ansprechen führt zu einem Gespräch, indem das Schweigen des Zuhörers genauso aktiv sein wird wie das Sprechen des Sprechers: *Das Zuhören spricht*, könnte man sagen: In diesem (entweder historischen oder strukturellen) Stadium tritt das psychoanalytische Zuhören auf.

3

Das wie eine Sprache strukturierte Unbewußte ist Gegenstand eines zugleich besonderen und exemplarischen Zuhörens: desjenigen des Psychoanalytikers.

„Er soll“, schreibt Freud, „dem gebenden Unbewußten des Kranken sein eigenes Unbewußtes als empfangendes Organ zuwenden, sich auf den Analysierten einstellen wie der Receiver des Telefons zum Teller eingestellt ist. Wie der Receiver die von Schallwellen angeregten elektrischen Schwankungen der Leitung wieder in Schallwellen verwandelt, so ist das Unbewußte des Arztes befähigt, aus den ihm mitgeteilten Abkömmlingen des Unbewußten dieses Unbewußte, welches die Einfälle des Kranken determiniert hat, wiederherzustellen.“ (Freud, *Schriften zur Behandlungstechnik*, Studienausgabe, Ergänzungsband, Frankfurt/Main 1975, S. 175 - 176).

Denn das psychoanalytische Zuhören verläuft tatsächlich von Unbewußtem zu Unbewußtem, von einem sprechenden Unbewußten zu einem anderen, mutmaßlich zuhörenden. Das solcherart Gesprochene entspringt einem unbewußten Wissen, das auf ein anderes, mutmaßlich wissendes Subjekt übertragen wird. An dieses Subjekt wendet sich Freud, wenn er versucht, eine Art Gegenstück zur psychoanalytischen Grundregel aufzustellen, die dem Analysierten auferlegt wird: „Sie (...) besteht einfach darin, sich nichts besonders merken zu wollen und allem, was man zu hören bekommt, die nämliche gleichschwebende Aufmerksamkeit, wie ich es schon einmal genannt habe, entgegenzubringen. Man erspart sich auf diese Weise eine Anstrengung der Aufmerksamkeit (...) und vermeidet eine Gefahr, die von dem absichtlichen Aufmerken unzertrennlich ist. Sowie man nämlich seine Aufmerksamkeit absichtlich bis zu einer gewissen Höhe anspannt, beginnt man auch unter dem dargebotenen Material auszuwählen; man fixiert das eine Stück besonders scharf, eliminiert dafür ein anderes und folgt bei dieser Auswahl seinen Erwartungen oder seinen Neigungen. Gerade dies darf man aber

nicht; folgt man bei der Auswahl seinen Erwartungen, so ist man in Gefahr, niemals etwas anderes zu finden, als was man bereits weiß; folgt man seinen Neigungen, so wird man sicherlich die mögliche Wahrnehmung fällen. Man darf nicht darauf vergessen, daß man ja zumeist Dinge zu hören bekommt, deren Bedeutung erst nachträglich erkannt wird.

„Wie man sieht, ist die Vorschrift, sich alles gleichmäßig zu merken, das notwendige Gegenstück zu der Anforderung an den Analysierten, ohne Kritik und Auswahl alles zu erzählen, was ihm einfällt. Benimmt sich der Arzt anders, so macht er zum großen Teile den Gewinn zunichte, der aus der Befolgung der ‚psychoanalytischen Grundregel‘ von seiten des Patienten resultiert. Die Regel für den Arzt läßt sich so aussprechen: Man halte alle bewußten Einwirkungen von seiner Merkfähigkeit ferne und überlasse sich völlig seinen unbewußten Gedächtnisse, oder rein rechnerisch ausgedrückt: Man höre zu und kümmerne sich nicht darum, ob man sich etwas merke.“ (op. cit., S. 171 f.)

Eine ideale Regel, die sich schwer, wenn nicht unmöglich, einhalten läßt. Freud selbst übertritt sei. Sei es aus dem Bestreben, einen Teil der Theorie zu erproben, deren Entdeckung er zu stützen sucht, wie dies bei Dora der Fall ist (Freud will die Bedeutung der inzestuösen Beziehung zum Vater nachweisen und vernachlässigt die Rolle der homosexuellen Beziehungen zwischen Dora und Frau K. . . .). Desgleichen beeinflusste ein theoretisches Anliegen den Verlauf der Behandlung des Wolfsmannes, wo die Erwartung Freuds so drängend war (es ging um die Bereitstellung zusätzlicher Beweise für eine Debatte mit Jung), daß das gesamte Material über die Urscene unter dem Druck einer Frist erhalten wurde, die er sich selbst gesetzt hatte. Sei es, daß seine eigenen unbewußten Vorstellungen in die Behandlungsführung eingreifen (beim Wolfsmann assoziiert Freud die Farbe von Schmetterlingsflügeln mit der eines Frauenkleides, das ein Mädchen getragen hatte, in das er selbst im Alter von siebzehn Jahren verliebt war).

Die Originalität des psychoanalytischen Zuhörens beruht auf folgendem: Es ist jene Hin- und Herbewegung, die Neutralität und Engagement, das Ausblenden der Steuerung und die Theorie verbindet: „Die Grundlichkeit des unbewußten Begehrens, die Logik des Begehrens entschleiert sich nur demjenigen, der gleichzeitig jene zwei scheinbar widersprüchlichen Anforderungen erfüllt, Ordnung und Singularität“ (S. Leclair). Aus dieser Verschiebung (die an die Bewegung erinnert, die den Schall hervorbringt) entsteht für den Psychoanalytiker so etwas wie eine Resonanz, mit Hilfe deren er seine Ohren für das Wesentliche „spitzen“ kann: nämlich darauf, „den Zugang zu jenem singulären und so spürbaren Drängen eines wichtigen Elements des Unbewußten“ nicht zu verfehlen (und auch den Patienten nicht verfehlen zu lassen). Was hier als wichtigstes Element bezeichnet wird, das dem Zuhören des Psychoanalytikers zukommt, ist ein Begriff, ein Wort, ein Komplex von Buchstaben, die auf eine Bewegung des Körpers verweist: ein Signifikant.

In dieser Hotelserie des Signifikanten, in der das Subjekt gehört werden kann, ist die Bewegung des Körpers vor allem die, der die Stimme entspringt. Die Stimme ist, im Vergleich zum Schmeigen, wie das Schreiben (im graphischen Sinn) auf weißem Papier. Das Hören einer Stimme eröffnet die Beziehung zum anderen: Die Stimme, an der man die anderen wiedererkennt (wie die Schrift auf einem Briefumschlag), zeigt uns deren Wesensart, deren Freud oder Leid, deren Befindlichkeit an; sie transportiert ein Bild ihres Körpers und darüber hinaus eine ganze Psychologie (man spricht von einer warmen Stimme, einer eisigen Stimme usw.). Mitunter beeindruckt uns die Stimme eines Gesprächspartners mehr als der Inhalt seines Diskurses, und wir ertappen uns dabei, daß wir auf die Modulationen und Obertöne dieser Stimme lauschen, ohne zu hören, was sie uns sagt. Dieses Auseinanderweichen ist wohl teilweise für das Gefühl der Fremdheit (mitunter der Antipathie) verantwortlich, das jeder beim Anhören seiner eigenen

Stimme verspürt: Dringt sie durch die Hohlräume und Massen unseres Körpers zu uns, so liefert sie uns ein entstelltes Bild von uns selbst, als würde man sich mit Hilfe einer Spiegelvorrichtung im Profil betrachten.

„Man sollte vor allem beachten, daß der Hörakt nicht derselbe ist, je nachdem ob er auf die Kohärenz der verbalen Kette zielt, namentlich auf die in jedem Augenblick zu beobachtende Überdeterminierung derselben durch das Nachtägliche ihrer Abfolge, wie auch auf die in jedem Augenblick beobachtbare Suspension ihrer Geltung, sobald ein Sinn entsteht, der immer verweist – oder ob er im Sprechen sich auf die lautliche Modulation abstimmt zum Zweck der akustischen Analyse: gleich, ob es dabei um Tonalität, Phonetik oder gar musikalische Aussage geht.“ (J. Lacan, *Schriften II*, Olten/Freiburg i. Br. 1975, S. 64.) Die singende Stimme, dieser sehr präzise Raum, in dem eine Sprache einer Stimme begegnet, aus der ein guter Zuhörer das heraus hören kann, was sich als ihre „Rauheit“ bezeichnen läßt: Die Stimme ist nicht der Atem, sondern durchaus jene Materialität des Körpers, die der Kehle entsteigt, dem Ort, an dem das Lautmetall gehärtet und gestanzt wird.

Als Körperlichkeit des Sprechens liegt die Stimme in der Artikulation des Körpers und des Diskurses, so daß das Zuhören in der Hin- und Herbewegung zwischen beiden vor sich gehen kann. „Jemandem zuhören, seine Stimme hören, erfordert von seiten des Zuhörers eine Aufmerksamkeit, die für das Dazwischen von Körper und Diskurs offen ist und sich weder auf den Eindruck der Stimme noch auf den Ausdruck des Diskurses versteift. Bei diesem Zuhören läßt sich nun genau das vernehmen, was das sprechende Subjekt nicht sagt: die unbewußte Textur, die seinen Körper als Ort zu seinem Diskurs assoziiert: die aktive Textur, die im Sprechen des Subjekts die Gesamtheit seiner Geschichte reaktualisiert“ (Dennis Vassel). Das ist das Anliegen der Psychoanalyse: Die Geschichte des Subjekts in seinem Sprechen zu rekonstruieren. Aus dieser Sicht ist das Zuhören des

Psychoanalytikers eine Haltung, die sich den Ursprüngen zuwendet, sofern diese Ursprünge nicht als historische angesehen werden. Beim Versuch, die Signifikanten zu erfassen, lernt der Psychoanalytiker, die Sprache des Unbewußten seines Patienten zu „sprechen“, genauso wie ein tief in die Sprache getauchtes Kind die Laute, Silben, Konsonanten und Wörter erfäßt und zu sprechen lernt. Das Zuhören ist jenes Erhaschen der Signifikanten, durch das das *infans* zum sprechenden Wesen wird.

Das Unbewußte des anderen, seine Sprache hören, ihm bei der Rekonstruktion seiner Geschichte helfen, sein unbewußtes Begehren freilegen: Das Zuhören des Analytikers führt zu einer Anerkennung: Der Anerkennung des Begehrens des anderen. Das Zuhören enthält somit ein Risiko: Es kann nicht im Schutze eines theoretischen Apparats vor sich gehen, der Analysand ist kein wissenschaftliches Objekt, demgegenüber sich der Analytiker mit Objektivität wappnen könnte: Die psychoanalytische Beziehung wird zwischen zwei Subjekten geknüpft. Die Anerkennung des Begehrens des anderen kann also keineswegs in der Neutralität, im Wohlwollen oder im Liberalismus entstehen: Dieses Begehren anerkennen bedingt, daß man darin eintritt, hineinschlittert und sich schließlich darin befindet. Das Zuhören existiert nur unter der Bedingung, daß ein Risiko eingegangen wird, und wenn es davon lösgelöst werden muß, damit es zur Analyse kommt, so keineswegs mit Hilfe eines theoretischen Schildes. Der Psychoanalytiker kann nicht, einem an den Mast gefesselten Odysseus gleich, das Schauspiel der Sirenen gefahrlos genießen und ohne dessen Konsequenzen zu akzeptieren. „Etwas Wunderbares lag in diesem wirklichen Gesang, diesem allen gemeinsamen, schlichten und alltäglichen Gesang verborgen, und dieses Wunderbare müssen sie mit einem Schlag erkannt haben (...), Sang des Abgrundes, der, wenn man ihn nur einmal vernommen hatte, in jedem Wort einen Abgrund auftrat und sehr dazu verlockte, in ihm zu verschwinden.“ (M. Blanchot, *Der Gesang der*

Sirenen, Frankfurt/Berlin/Wien 1982, S. 11 f.) Der Mythos von Odysseus und den Sirenen schildert nicht, wie ein gelungenes Zuhören vorstatten gehen könnte; man kann es als Negativ in die Klippen einzeichnen, denen der Seefahrer-Psychoanalytiker um jeden Preis ausweichen muß: sich die Ohren verstopfen wie die Männer der Besatzung, zu einer List greifen und sich als feige erweisen wie Odysseus oder der Einladung der Sirenen nachkommen und verschwinden. Was dadurch hervortritt, ist nicht mehr ein unmittelbares Zuhören, sondern ein abgerücktes, in den Raum einer anderen Seefahrt versetztes, in eine „glückliche, unglückliche, nämlich die der Erzählung, des nicht mehr unmittelbaren, sondern erzählten Gesangs“. Die Erzählung als mittelbare, aufgeschobene Konstruktion: Freud betreibt nichts anderes, wenn er seine „Fälle“ niederschreibt. Schreiber, Dora, der kleine Hans und der Wolfsmann, lauter Erzählungen (es war sogar von dem „Schriftsteller Freud“ die Rede); indem Freud sie als solche niederschrieb (die eigentlich medizinischen Beobachtungen sind nicht in Form von Erzählungen abgefaßt), hat er nicht aus Zufall gehandelt, sondern aufgrund der Theorie des neuen Zuhörens: das mit Bildern zu tun hat.

In den Träumen wird das Gehör nie eingesetzt. Der Traum ist ein streng visuelles Phänomen, und das an das Ohr gerichtete wird mit dem Auge wahrgenommen: Es handelt sich sozusagen um akustische Bilder. So waren im Traum des Wolfsmanes „die Ohren (der Wölfe) aufgestellt wie bei den Hunden, wenn sie auf etwas passen“. Das „etwas“, worauf sich die Ohren scheinen der Wölfe richten, ist natürlich ein Laut, ein Geräusch, ein Schrei. Doch über diese „Übersetzung“ hinaus, die vom Traum besorgt wird, werden Komplexmentalitätsbeziehungen zwischen Zuhören und Blick geknüpft. Der kleine Hans hat nicht nur deshalb Angst vor Pferden, weil er fürchtet, gebissen zu werden: „Ich habe Angst gehabt“, sagt er, „weil es mit seinen Beinen Krawall gemacht hat.“ Der „Krawall“ ist nicht nur die Unordnung der Bewegungen, die das am Boden

liegende Pferd mit seinen Tritten bewirkt, sondern auch der ganze Lärm, den diese Bewegungen erzeugen. (Das deutsche Wort „Krawall“ wird im Französischen mit „tumulte, émeute, raffut“ übersetzt, lauter Wörtern, die visuelle und akustische Bilder assoziieren.)

4

Es war notwendig, diese kurze Strecke in Begleitung der Psychoanalyse zurückzulegen, andernfalls würden wir nicht begreifen, inwiefern das moderne Zuhören nicht mehr ganz dem gleich, was wir hier Hinhören auf Indizien und Hinhören auf Zeichen genannt haben (selbst wenn diese Hörweisen nebeneinander forbestehen). Denn zumindest in ihrer jüngsten Entwicklung, in der sie sich sowohl von einer bloßen Hermeneutik entfernt als auch vom Aufspüren eines Urtraumas, eines billigen Schuldensatzes, modifiziert die Psychoanalyse die Vorstellung, die wir uns vom Zuhören machen können.

Erstens ließ sich Jahrhundert hindurch das Zuhören als ein intentionaler Hörakt definieren (zuhören heißt, mit vollem Bewußtsein hören *wollen*), während man ihm heute die Fähigkeit (und beinahe die Funktion) zuerkennt, unbekannte Räume abzutasten: Das Zuhören schließt heute nicht nur das Unbewußte, im topischen Sinn des Wortes, in sein Feld ein, sondern sozusagen auch dessen weltliche Formen: das Implizite, das Indirekte, das Zusätzliche, das Hinausgezögerte. Es gibt eine Öffnung des Zuhörens auf alle Formen der Polysemie, der Überdeterminierung und der Überlagerungen, es gibt ein Abbröckeln des Gesetzes, das ein geradliniges, einmaliges Zuhören vorschreibt; das Zuhören war definitionsgemäß *beflissen*; heute verlangt man gern von ihm, daß es *auftauchen läßt*; dergestalt kehrt man, aber auf einer anderen Windung der historischen Spirale, zur Konzeption eines *panischen* Zuhörens zurück, wie es in der Vorstellung der Griechen, zumindest der Dionysier, existierte.



Zweitiens haben die durch den Hörakt bedingten Rollen nicht mehr dieselbe Starrheit wie früher; es gibt nicht mehr auf der einen Seite den Sprechenden, der sich ausliefert und gesteht, und auf der anderen den Zuhörenden, Schweigenden, Urteilenden und Bestrafenden; was nicht besagt, daß der Analytiker zum Beispiel genauso viel spricht wie sein Patient; und zwar deshalb, weil, wie gesagt, sein Zuhören aktiv ist, einen Platz im Spiel des Begehrens einnimmt, dessen Schauplatz die Sprache ist: Man muß es wiederholen, das Zuhören spricht. Von hier aus zeichnet sich eine Bewegung ab: Die Orte des Sprechens sind immer weniger durch die Institution geschützt. Die traditionellen Gesellschaften kannten zwei Orte des Zuhörens, und zwar zwei entferndere: das arrogante Zuhören des Ranghöheren und das servile Zuhören des Untergebenen (oder ihrer Statthalter); dieses Paradigma wird heute auf allerdings noch grobe und vielleicht ungeeignete Weise angefochten: Man glaubt, zur Befreiung des Zuhörens brauche man nur selbst das Wort zu ergreifen – wo doch ein freies Zuhören im wesentlichen ein Zuhören ist, das zirkuliert, permutiert und durch seine Beweglichkeit das starre Netz der Sprechrollen auflöst: Eine freie Gesellschaft ist unvorstellbar, wenn man im Vorhinein akzeptiert, in ihr die alten Orte des Zuhörens zu erhalten: die des Gläubigen, des Schülers und des Patienten.

Drittens ist das, worauf da und dort gehört wird (hauptsächlich im Feld der Kunst, deren Funktion oft utopisch ist), nicht das Auftreten eines Signifikats, sondern die Streuung schlechthin, das Spiegeln der Signifikanten, die ständig um ein Zuhören wetteifern, das ständig neue hervorbringt, ohne den Sinn jemals zum Stillstand zu bringen: Dieses Phänomen des Spiegels nennt man *Signifikanz* (es unterscheidet sich von der Bedeutung): Beim „Anhören“ eines klassischen Musikstücks wird der Zuhörer aufgefordert, dieses Stück zu „entziffern“, das heißt (durch seine Bildung, seinen Fleiß, seine Sensibilität) dessen Aufbau zu erkennen, der

genauso kodiert (vorbestimmt) ist wie der eines Palastes derselben Epoche; beim „Anhören“ einer Komposition (das Wort ist hier in seinem etymologischen Sinn zu verstehen) von Cage jedoch höre ich jeden einzelnen Ton nacheinander, nicht in seiner syntagmatischen Ausdehnung, sondern in seiner rohen und gleichsam vertikalen Signifikanz: Indem sich das Zuhören dekonstruiert, veräußert es sich und zwingt das Subjekt zum Verzicht auf seine „Intimität“. Das gilt *mutatis mutandis* für viele andere Formen der modernen Kunst von der „Malerei“ bis zum „Text“; und dies ist natürlich mit Schmerz verbunden; denn kein Gesetz kann das Subjekt zwingen, seine Lust dort zu finden, wo es nicht hin will (welches auch immer die Gründe seines Widerstands sein mögen), kein Gesetz ist in der Lage, unser Zuhören zu erzwingen: Die Freiheit des Zuhörens ist ebenso unerlässlich wie die Freiheit des Sprechens. Deshalb ist dieser anscheinend bescheidene Begriff (das Zuhören taucht in den Lexika der Vergangenenheit nicht auf, es fällt unter kein anerkanntes Fachgebiet) letztlich wie ein kleines Theater, in dem jene zwei modernen Gottheiten miteinander ringen, eine böse und eine gute: die Macht und das Begehren.